

Dermisches.

Der Sommer 1907. Wir lesen in der „Fest. Ztg.“: Der heutige Sommer hat wenig angenehme Seiten. Er verfällt aus der stärksten Hitze über Nacht wieder in Regenstimmung. Man kennt sich nicht mehr aus, und es wäre nötig, sich jede Stunde nach den momentanen Launen des Wetters umzuziehen. Bei Wahl des Urlaubsaufenthalts ist man im Zweifel, ob man vor der Kälte und Unfreundlichkeit der Luft in den Süden oder vor der Hitze nach Norden flüchten soll. Aber nicht nur das momentane körperliche Wohlbefinden wird durch diesen fortwährenden Wechsel zwischen Hitze und Regen des diesjährigen Sommers beeinträchtigt, wirkliche Krankheitserscheinungen kommen heuer beängstigend oft vor. Sehr interessante Mitteilungen macht hierüber ein Dresdener Krankenkassenarzt im Wiener Fremdenblatt: „Noch niemals seit Bestehen der großen Krankenkassen ist der Bestand an Nervenkranken jeglicher Art ein so hoher und geradezu beängstigender gewesen wie in den Monaten Juni und Juli ds. Js. Er ist ziffermäßig anderthalbmal so groß wie der Durchschnitt der letzten zwanzig Jahre. Eine solche Fülle von Neuralgien jeder Art, Nervenentzündungen, Lähmungen, Krämpfen, allgemeinen funktionellen Gehirnerkrankungen und akuten Schwächezuständen des Nervensystems ist noch nicht beobachtet worden. Worin diese Erscheinungen ihren letzten Grund haben, ist nicht leicht zu erklären; vielleicht wirken mehrere Faktoren zusammen, die sich nicht ohne weiteres übersehen lassen. So viel ist gewiß, die auffällige Erscheinung hat mit dem riesigen Anschwellen der Krankenziffer im Juli ihren Höhepunkt erreicht; es flutet bereits zurück. Auffällig ist die prozentuale starke Beteiligung des weiblichen Geschlechts. Dieser Sommer ist einer der ungesundesten seit einem Menschenalter.“

Schädelumfang und Intelligenz bei Schulkindern. Aus Worms wird geschrieben: Seit etwa 2 Jahren werden in den hiesigen Volksschulen an den Kindern Schädelmessungen vorgenommen, die den Zweck haben, festzustellen, ob sich aus dem Kopfumfang der Neuaufgenommenen Schlüsse auf ihre spätere Leistungsfähigkeit ziehen lassen. Der Nervenarzt Dr. Bayerthal berichtet nun in dem kürzlich erschienenen Jahresbericht über die schulärztliche Tätigkeit in den Wormser Volksschulen für 1906 über das bisherige Resultat dieser Untersuchungen. Er kommt dabei zu dem Schlusse, daß sich in der Tat eine Gesetzmäßigkeit zwischen Schädelumfang und Intelligenz ergeben habe, und zwar in

dem Sinne, daß man bei Kindern von einem bestimmten Alter stets ein gewisses Kopfmaß voraussetzen muß, um von ihnen normale Leistungen erwarten zu können. Der Referent warnt aber selbst davor, diesen Resultaten übertriebenen Wert beizulegen, und meint, man dürfe nicht etwa an einen vollständigen Parallelismus zwischen Kopfumfang und Intelligenz glauben. Man dürfe nicht übersehen, daß auch Ausnahmen vorkommen, daß in einzelnen Fällen auch bei geringem Schädelmaß die geistige Leistungsfähigkeit der Kinder noch normal sein könne; sodann aber sei ein genügender Kopfumfang noch nie die Garantie für hinreichende Intelligenz. Als gesicherte Tatsachen haben die Untersuchungen Dr. Bayerthals jetzt ergeben, daß 6jährige Schulkinder, die einen Schädelumfang unter 40 cm (Knaben) und unter 49 cm (Mädchen) aufzuweisen haben, selten sehr gute Leistungen im Laufe des Schuljahres zeigen werden; ferner, daß im Alter von 9½ bis 10½ Jahren bei Knaben mindestens ein Schädelumfang von 82 cm, bei Mädchen (mit einer Ausnahme) ein solcher von 51 cm erforderlich war, um hervorragend gute Schulleistungen aufzuweisen.

Vierlinge. Am 27. Juli d. J. wurden dem Landwirt W. Uhlend in Friedrichshöhe (Bezirk Bromberg) von seiner Ehefrau gleichzeitig vier Söhne geschenkt. Die Eltern, die außer diesen Vierlingen noch zehn lebende Kinder ihr eigen nennen, und zwar acht Knaben und zwei Mädchen, sind Ansiedler, die aus dem schönen Schwabenland gekommen sind, um unsere Ostmarken anscheinend recht gründlich zu bevölkern. Mutter und alle vier Kinder sind frisch und gesund, bei der bald folgenden Taufe wog jedes Kind bereits fast sieben Pfund. Sie voneinander zu unterscheiden ist unmöglich, weshalb die fürsorgliche Hebamme sie auch gleich nach der Geburt mit bunten Bändchen geschmückt hatte. Benannt wurden sie nach den Prinzen unseres königlichen Hauses, Majestät ist zum Vater gebeten, eine Annahme der Patenstelle aber bisher noch nicht erfolgt. Bei der Taufe selbst, die ich am Sonntag nach der Geburt bei den Kindern vornehmen durfte, konnte ich mich trotz des Ernstes der Situation und der Heiligkeit der Handlung eines Lächelns nicht erwehren, als unmittelbar nach der Taufe des Ältesten (Eitel) Vater, Paten und Hebamme in einen lebhaften Wortwechsel miteinander gerieten, welches denn nun eigentlich der Eitel sei und ob es der bereits Getaufte auch wirklich wäre; besonders der Vater war völlig ratlos, der für uns etwas unverständliche schwäbische Dialekt tat noch sein übriges zum Mißverständnis. Beson-

ders gefreut habe ich mich über die kernige, echt deutsche Mutter und über die Art, wie sie diesen Segen vom Himmel her gahnam: Als ich ihre beim Abschied nochmals Glück wünschende mit Worten, die wohl auch unwillkürlich etwas nach „Trost“ klangen, sagte sie mir mit strahlendem Gesicht: „Ach wissen Sie, Herr Pastor, ich habe noch nie zuviel Kinder gehabt, sie haben mir bisher alle Freude gemacht!“ Vielleicht findet sich unter den freundlichen Lesern der eine oder andere, der diesen glücklichen Leuten, die nicht gerade in den besten Verhältnissen leben, die doch nun aber unserem Vaterlande bis jetzt schon 12 tüchtige Vaterlandsverteidiger geschenkt hat hier in den Ostmarken ebenso viele streitbare Kämpfer für unser Deutschtum in die Reihen gestellt haben, nachträglich für ihren Schwabenstreich ein kleines Geburtstagsgeschenk zukommen läßt, — ich wäre gerne bereit, freundliche Gaben in Empfang zu nehmen. Rogowo, Bez. Bromberg. Seiffert, Pastor.

Der Fernwecker. Ein gar launiges Postkuriosum wird der „Breslauer Morgenzeitung“ aus ihrem Leserkreise mitgeteilt. „In München, meinem ehemaligen Wohnsitz“, so erzählt die Zuschrift, „war ich auch Inhaber eines königlich bayerischen Telephonanrufs. Wie bei uns in Preußen, wird auch im schönen Bayerlande die telephonische Verbindung durch Damen hergestellt. Ganz im Gegensatz zu Breslau stand ich mit den Münchener Telephonfräulein auf einem ziemlich freundschaftlichen drahtlichen Beelehrsüße. Eines Nachts langte ich — ich glaube, ich war kurz vorher im Hofbräuhaus — zu etwas später Stunde zu Hause an. Am nächsten Morgen sollte ich um 5 Uhr früh eine Reise antreten. Mich niederlegen und erst in später Mittagsstunde erwachen, wäre — ich kenne mich darin sehr genau — eine feststehende Tatsache gewesen. Eine Beduhr nannte ich auch nicht mein eigen. Da kam ich auf eine lähne Idee: das königlich bayerische Fernsprechamt muß mir aus der Verlegenheit helfen. Ich hob die Hörer ab. Das Fräulein vom Amt meldete sich: „Hier Amt!“ — „Ach, mein liebes Fräulein („liebes“ betonte ich nachdrücklich), hätten Sie nicht die Güte, mich um Punkt 5 Uhr telephonisch zu wecken, ich muß dringend verreisen!“ Ich hörte ein lustiges Lachen. „Na — ich werde mal so gut sein, schlafen Sie wohl!“ — Punkt 5 Uhr schnarrte das Telephon mit einer Behemung, als ob nicht ein in schweren Schlaf Versallener, sondern ein Toter geweckt werden sollte. Ich sprang aus dem Bette und lief an den Fernsprecher. „Fünf Uhr, Aufstehen!“ tönte es mir lustig entgegen. Ich

Im Kampf ums Glück.

Roman von G. v. Livonius.

14)

(Nachdruck verboten.)

Berta von Ulmen hatte ihr Ziel erreicht! Auch Graf Langsdorff trug bei dem Duell eine, wenn auch leichte Verletzung davon. Immerhin war es für Berta ein Vorwand, in Begleitung ihrer Mutter den Grafen zu besuchen und sich um sein Befinden zu erkundigen.

Sie spielte meisterhaft die barmherzige Schwester; ihr Wih, ihre gute Laune halfen dem Grafen über so manche langweilige Stunden hinweg.

Er fand es ganz allerliebste, sich von Bertas kleinen, weißen Händen pflegen zu lassen. Nach und nach kam er auf den Gedanken, daß es gar nicht so übel wäre, eine so reizende, kleine Frau für immer im Hause zu haben — schließlich war er auch Berta eine Genugtuung schuldig — allmählich brachte sie ihn auf den Gedanken, es sei seine Pflicht, sie zu seiner Frau zu machen und eines schönen Tages brachte er auch seinen Antrag vor. Berta sagte nicht „nein“ und kurze Zeit darauf war sie Gräfin Langsdorff geworden.

Der Zufall wollte es, daß Rhonas und Bertas Trauung am selben Tage stattfand.

Die Hochzeit in Mariental wurde mit großem Pomp gefeiert. Die Braut mit der tiefen Trauer um einen andern im Herzen mußte an einer reich geschmückten Tafel Platz nehmen, ein großes Lächeln

auf ihre Lippen zaubern und freundlich die zahlreichen Glückwünsche beantworten.

Die Braut, die triumphierend das Ziel ihrer Wünsche erreicht sah und leichten Herzens zum Altar schritt, feierte ihre Hochzeit in Stille und Einsamkeit.

Außer den nötigen Zeugen waren keine Gäste erschienen; sofort nach der Trauung bestieg das neuverwählte Paar einen Wagen, der es zum Bahnhof brachte — Graf Langsdorff führte seine junge Frau nach Nizza, um von dort mit ihr nach Paris zu gehen.

Fünf Jahre waren seit Rhonas Hochzeitstag verstrichen, während dieser Zeit hatte sich so manches geändert.

Der alte Mergentheim war tot; kurz nach Agathens Hochzeit hatte ein Nervenleiden seinem Leben ein Ende gemacht.

Guido war nun der Chef der Firma; mit rastlosem Eifer war er im Geschäft tätig.

Ein neuer Ehrgeiz hatte ihn gepackt; er wollte den alten Geschäftsfreunden seines Vaters beweisen, daß er noch tüchtiger, noch strebsamer sei als es der alte Herr gewesen. Manchmal hatte er sich an lähne Spekulationen gewagt, die wohl alle gelungen waren, aber die alten, erfahrenen Geschäftsleute schüttelten den Kopf. Diese schnelle Art und Weise war nicht nach ihrem Geschmack; sie gingen lieber langsam zu Werke, aber sicher.

Ueber seinen neuen Bestrebungen und Entwürfen

vernachlässigte Guido Mergentheim ein wenig seine Frau. Im Beginn seiner Ehe hatte er sie mit leidenschaftlicher Innigkeit geliebt, diese Liebe war zu leidenschaftlich, um immer gleichmäßig zu bleiben.

Rhona hatte sich alle Mühe gegeben diese Gefühle zu erwidern, aber seinen stürmischen Gefühlen gegenüber erschien sie kalt und gleichgültig. Sie tat alles, um ihre Pflicht zu erfüllen, sie zwang sich, die Vergangenheit zu vergessen, nur der Gegenwart zu leben, und vielleicht wäre ihr dieses auch gelungen, wenn nicht der Tod des alten Herrn in Guidos Gemüt einen förmlichen Umsturz herbeigeführt hätte.

Von dem Augenblick an, da der junge Mann nun allein der Herrscher des Hauses war, verniederte sich seine Leidenschaft für Rhona.

Er verlangte von ihr slavische Unterwerfung unter seinen Willen; während er früher mit den Schmeichellauten der Liebe gebeten hatte, wurde sein Ton jetzt hart und gebieterisch.

Rhona war anfänglich erstaunt und empört. Den Liebesworten der oft wilden Zärtlichkeit Guidos hatte sie sich schweigend gefügt, gegen die Macht des Tyrannen lehnte sie sich auf. Es kam zu heftigen Austritten, die oft einer Kleinigkeit wegen entstanden, und Rhona mußte täglich kämpfen, um sich ihrem Gatten gegenüber Geltung zu verschaffen.

Inmitten des Reichthums, der verschwenderischen Pracht, die sie umgab führte sie ein Leben der Armut und Entbehrung — nicht einmal der Friede der eigenen Häuslichkeit war ihr vergönnt und an

war entzückt und gab meinen Gefühlen in beredten Worten Ausdruck. Doch das königlich bayerische Telephonfräulein schnitt mir das Wort vom Munde ab, indem sie meinte: „Bitte — keine Beamtensbeleidigung.“

Von einem „gesegneten Dieb“ weiß die deutsch-brasilianische Zeitung „Kolonie“ zu erzählen, Folgeerscheinungen vielleicht von augenärztlicher Seite wissenschaftlich nachgeforscht wird: Im Municipio Santo Amaro lebt ein nunmehr 66jähriger Mann, der seit 14 Jahren des Augenlichtes beraubt war. Zu diesem grausamen Martyrium gesellte sich für den Alten ein weiteres, womöglich noch schlimmeres: seine Ehefrau ist seit Jahren geistesgestört! Zeitweilig bekommt die Frau rasende Wutanfälle, in denen sie wie eine Furie alles zertrümmert, was ihr vor die Hände kommt. Unlängst hatte nun die Frau einen solchen Anfall zur Nachtzeit und in ihrem Wüten verfehlte sie auch ihrem Ehegemahl einen wuchtigen Dieb, der gerade ein Auge traf, das sich dadurch stark entzündete. Der Alte kroch aus den Federn und machte sich, um die Schmerzen des Auges zu lindern, einen Umschlag von Wasser und Schnaps. Unterdessen hatte sich sein schlagfertiges Ehegespons wieder beruhigt, so daß der Alte sich an sein Lager herantasten konnte, um gleichfalls den ererbten Schlaf zu finden. Nach erquickendem Schlummer erhob sich am andern Morgen der Alte, um, wie alltätig, seinen geliebten Maté zu bereiten. Während er noch am Herdfeuer herumwirtschaftete, hob er den Kopf in plötzlichem Schmerz, denn ein schneidender Sonnenstrahl hatte sein schmerzendes Auge getroffen. Noch vermochte er das Wunderbare nicht zu glauben; mit dem zweifelnden Rufe „Licht!“ wollte er zur Türe, um sie zu öffnen. Er sah; es war Tatsache! weithin über die grünen Campos schweiften sein Blick; vor Freude und Glück rollten ihm die Tränen über das abgehärtete Antlitz, daß er nach 14 Jahren wieder an Gottes lachender Erde sich erfreuen konnte. Wahrlich, ein gesegneter Dieb von Frauenhand.

(Wenn Frauen Aemter haben), ohne dabei ihrer Weiblichkeit zu entsagen, können Dinge vorkommen, wie sie ein amerikanisches Blatt ausplaudert. In Wyoming (Amerika), wo die Frauen die gleichen Rechte wie die Männer genießen und auch Nichterpflichten erfüllen müssen, hat jemand, der seinen Prozeß verloren, ein Gesuch eingereicht, das Verdict zu annullieren, weil eine der Geschworenen während der langen Beratung im Jurzimmer die Welt mit einem Bürger bereichert hatte und das Gesetz die Anwesenheit einer dreizehnten Person während der Beratung der Jury verbietet.

(Das kleine Kerlchen mit der großen Nase.) In der kleinen belgischen Stadt Ligny feierte man, der „Tägl. Rundschau“ zufolge, dieser Tage den 102. Jahrestag der Geburt eines braven Mütterchens, der guten Frau Kubay, die einst Napoleon I. von Angesicht zu Angesicht gesehen hat. Napoleon hatte im Juni 1815 sein Generalquartier auf einer Wiese hinter einem Meierhof aufgeschlagen. Auf diesem Meierhof saß die Familie der kleinen Anne-Josephine Kubay. Auf einem Spaziergange durch das Dorf

jedem Morgen mußte sie zittern, welches Ungewitter sich wieder über ihrem Haupte zusammenzog.

Rhona's Vater war reich zu nennen; sie war in Wohlhabenheit aufgewachsen und an eine gewisse Behaglichkeit gewöhnt.

Guido's Sinn aber war nur darauf gerichtet, eine gewisse, schwere Pracht zu entfalten, die seinen Reichtum zeigen und womöglich den anderen übertreffen sollte.

Rhona hatte sich stets mit Geschmack gekleidet, in ihrem Anzug aber alle Ueberladenheit vermieden.

Ihrem Gatten ging sie nie reich genug gekleidet, er spottete über ihre einfachen Sitten und Gewohnheiten, über die Art, wie sie ihr Wohnzimmer einrichtete und ausschmückte, kurz, nichts war ihm mehr recht — er wollte sie mit einem Male ganz anders haben.

Es gab Tage, wo die junge Frau sich tief unglücklich fühlte, dann bäumte sich alles in ihr auf und sie setzte den Nörgeleien ihres Gatten offenen Widerstand entgegen.

Dann wieder hatte sie Zeiten, wo eine dumpfe Ergebung über sie kam. Stumm, ohne Widerrede ertrug sie alles, aber das Gefühl der Demütigung prägte sich tief in ihre Seele ein und es waren keine guten Gedanken, die ihren Sinn gegen den Gatten erfüllten.

So war ihr Leben ein steter Kampf zwischen stummer Entsagung und offener Empörung; ängstlich mühte sie sich jedoch, nichts von diesen Zwistigkeiten in die Außenwelt bringen zu lassen. Nach

sah der Kaiser die Anne-Josephine, die bitterlich weinte. Diese Tränen rührten für einen Augenblick das Herz des Eroberers. Er streichelte dem Mädchen die Wangen, tröstete es und gab der rasch herbeigeeilten Mutter den guten Rat, sich mit ihrer Familie in Sicherheit zu bringen, da bald die Schlacht beginnen würde. Anne-Josephine betrachtete mit Staunen den berühmten Mann, aber die einzige Erinnerung, die sie von ihm behalten hat, ist die: „Es war ein kleines Kerlchen mit einer großen Nase!“

(Ein Besuch bei Orang-Utans.) Der Breslauer Dermatologe Geheimrat Dr. Albert Reisser hält sich gegenwärtig in Batavia auf der Insel Java auf, um durch die Impfung von Affen ein Serum zur Heilung der Syphilis bei Menschen zu finden. Zu diesem Zwecke hat er in einer Vorstadt von Batavia ein Haus mit einem großen Garten gemietet, wo er mehr als tausend lebende Affen aller Arten für seine Impfversuche erhält. Vor einiger Zeit besuchte der Münchener Professor H. Morin dieses „Affenhaus“, wie es von der eingeborenen Bevölkerung von Java genannt wird, und veröffentlichte nun in der „Augsburger Abendztg.“ eine sehr anschauliche Schilderung desselben. Besonders interessant ist die Beschreibung der in dem Haus aufbewahrten Orang-Utans. Professor Morin schreibt über die Orang-Utans in „Affenhaus“ Reissers: „In einer großen offenen Kiste liegt scheinbar ein Ballen Lumpen oder Säcke, der sich bei unserem Nahen langsam auseinanderwickelt. Erst kommt eine Riesenhand, dann ein unendlich langer, rotbraun behaarter Arm, endlich entrollt sich das ganze Bündel und ein großer Orang-Utan („Waldmensch“) lauert vor uns, den Besucher prüfend betrachtend. Es ist ein sehr großes Weibchen, ein imponierendes Tier, das aber matt und schwerfällig auf allen Vieren geht, die Außenseite der Fingerringel aufgestützt, und sich nach wenigen Schritten wieder in die Sonne legt. Es ist tuberkulös geworden, das Leiden der meisten Anthropoiden, sein Blick scheint zu sagen: „Warum habt ihr Fremden mich nicht in meinem Wald gelassen?“ Früher war es riesig stark und warf mit Steinen über das Hausdach, schlug auch mit einer Stange Früchte herunter. Diese großen Menschenaffen schlagen mit Stücken, wenn sie solche erwischen, tüchtig zu, werfen kräftig und zielbewußt, öffnen Früchte durch Hämmern mit Steinen usw., was sie natürlich niemand gelehrt hat. Nach und nach kommen etwa 20 Orang-Utans der verschiedensten Größen aus ihren Käfigen hervor, von denen sich jeder anders benimmt. Einer legt sich auf den Boden und strampelt schreiend mit den Beinen, ganz wie ein recht ungezogenes Kind. Ein ziemlich großer Orang-Utan erwartet uns schon, aufrecht sitzend, beide Arme zum Schlage erhoben, und schlägt auch wirklich energisch mit den Fäusten zu, dabei spitzt er die Lippen rüffelartig und bringt die sonderbarsten Laute, um nicht zu sagen „Worte“ hervor. Am nettesten sind die Kleinen, die immer geführt oder getragen sein wollen. Ich nehme einen der kleinen Schreier auf den Arm, worauf er sofort zufrieden ist und den Mund zu einem echten, deut-

lichen Lachen öffnet. Der Blick dieser großen Augen berührt den Menschen, der zum erstenmal einen solchen Affen so nahe sieht, ganz eigentümlich, und man denkt unwillkürlich an die Fabel der Malaien, der Orang-Utan sei ein wirklicher Mensch, der bloß deshalb nicht rede, weil er sonst arbeiten müßte. Damit ich Studien und Aufnahmen machen kann, werden vier Orang-Utans auf einen Tisch gesetzt. So viel lebende Anthropoiden zugleich zu sehen, ist selbst in Borneo nicht möglich; es war ein hochinteressantes Schauspiel. Hernach stiegen sie nicht etwa vom Tisch herab, sondern ließen sich einfach herunterplumpfen.“

Vergiftung durch Eiscreme und Cremeluchen. In jedem Sommer kommen Vergiftungen durch Creme vor, die zum Teil darauf zurückgeführt werden, daß die verwendeten Eier nicht frisch sind. Dr. Saquet stellt sich in der „Gazette medicale de Nantes“ auf einen anderen Standpunkt und behauptet, daß sich ein verdorbenes Ei in einem Kuchen oder Zwischengericht durch seinen unangenehmen Geruch zu erkennen gibt. Nach ihm soll die Hauptursache der Vergiftung die Gelatine sein, die die Kuchenbäcker anwenden, um ihren Kuchen eine bessere Beschaffenheit zu geben. Diese Gelatine wird nämlich oft aus den Hautabfällen von Tieren hergestellt. Es ist unmöglich, sie vollständig zu sterilisieren, und außerdem ist sie ja auch ein ausgezeichnetes Wachstumsmittel für die verschiedenen Krankheitserreger. Wir wollen nur daran erinnern, daß Gelatine und Agar-Agar in der Bakteriologie als Nährböden für schädliche u. unschädliche Keime in der ganzen Welt Verwendung finden.

* [Aussprache.] „Als ich den Dackel von Ihnen kaufte, sagten Sie, der tue keinem Menschen was zuleide. Gleich am nächsten Morgen, hat mir der Köter die neue Hose zerrissen!“ — „Nu, is die Hose ä Mensch?!“

[Bachisch-Auslegung.] Köchen: „Sag mal, was versteht man eigentlich unter einem nationalen Unglück?“ — Diechen: „Nun, zum Beispiel eine verregnete Parade!“

Dreifarbige Charade.

In unserm Städtchen, wenn's regnet,
Doch auch bei Sonnenschein,
Ist mir öfters ein Mann begegnet
Ganz Eins und immer allein,
Ganz Eins und doch nicht geführt,
Nie ist ihm ein Unglück passiert.

Befehl sind die letzten Zwei:
„Jetzt geh und merke dabei,
Wenn du dich machst auf die Sohlen,
Geh leise und ganz verstoßen.“

Das Ganze macht manchen bange.
Man hält es für eine Schlange.
Mit Unrecht wird's Schlange genannt.
Als Eidechse ist es dem Kenner bekannt.

Auflösung des Silbnerstedrätsels in Nr. 126.
Eine Liebe ist der andern wert.

als Rhona in ihrem prachtvollen Hause an der Seite ihres Gatten.

Die junge Frau Mergentheim hatte soeben ihren Anzug beendet. Ein mattschwarzes Kleid von schwerem Seidenstoff mit weißem Pelz verbrämt, stieß in schweren Falten auf den Teppich zu ihren Füßen.

In dem Blondhaar funkelten einige Brillantsterne; Rhona sah in diesem Anzuge ebenso lieblich als vornehm aus.

Noch einen Blick warf sie nach ihrem Spiegelbilde, dann ging sie mit einem bitteren Lächeln auf den Lippen hinüber in den blauen Salon, um dort ihren Gatten zu erwarten.

Sie war mit Guido zu einem Fest geladen, ach, sie war so gar nicht in Festesstimmung, und wäre am liebsten daheim geblieben!

Geduldig schritt sie langsam auf und ab; drunten stand schon der Wagen bereit. Guido blieb heute ungebährlich lange aus.

Rhona warf einen Blick nach der Uhr. „Es ist schon spät, wir werden die letzten sein.“

Jetzt vernahm sie den hastigen Schritt des Gatten, gleich darauf öffnete er die Türe. Er sah finster aus wie gewöhnlich, die Stirne in Falten, trat er schnell näher.

Sein Blick slog forschend über die Gestalt der jungen Frau und seine Lippen bäumten sich höhnisch auf.

— (Fortsetzung folgt.) —